

# Sozialreform oder Revolution?

Von  
Friedrich Hertz.

(Wien.)

## I.

Genossen, auf die Bernsteins Schrift wenig oder keinen Eindruck gemacht hat, empfehle ich dringend, die Brochüre<sup>1)</sup> zu lesen, in der Genossin Luxemburg ein Blutgericht über alle „Opportunisten“ und „Kleinbürger“ in der Partei vom ††† Bernstein bis zum noch besserungsfähigen Schippel abhält.

Was Genossin Luxemburg über die immanente Dialektik vorbringt, habe ich schon früher etwas näher beleuchtet<sup>2)</sup>; hier möchte ich zunächst ihre Methode hervorheben. Wenn Bernsteins Schrift keinen anderen Erfolg hat, als den dialektischen „Cant“, den Genossin Luxemburg in Reinkultur züchtet, zu zerstören und eine realistisch-historische Betrachtungsweise, die allein zur wahren Dialektik führt, an Stelle einer gefährlichen Scholastik zu setzen, so können wir ihm schon sehr dankbar sein. Die Luxemburgsche Schrift wird schon äusserlich gekennzeichnet durch den fast gänzlichen Mangel an realem Material und Statistik. Es bleibt eine Anzahl von Formeln, die mit einer äusserlichen Dialektik derart behandelt werden, dass man den Mangel realer Grundlagen fast übersieht. Es ist soviel Sauce, dass man den fehlenden Braten garnicht vermisst. Zuweilen geht die Genossin zu reinen Prophezeiungen über. So, wenn sie meint, alle bisherigen Krisen seien noch garnicht die richtigen gewesen, die wahren grossen Krisen kämen erst in der Zukunft, so dass der kurzsichtige Nationalökonom, der sich auf die Aussagen der bisherigen Entwicklung beruft, auf Material verwiesen wird, das noch garnicht vorliegt, und auf das wir auch nicht schliessen können. Wenn der Prophet spricht, muss der Oekonom schweigen.

Wenn wir der Genossin Luxemburg glauben sollen, ist die Dialektik, gegen die angeblich Bernstein seine schärfsten Pfeile richtet, die „spezifische Denkweise des aufstrebenden, klassenbewussten Proletariats“, „das Schwert, das dem Proletariat die Finsterniss einer historischen Zukunft hat durchhauen helfen“ u. s. w. „Indem Bernstein der Dialektik Valet sagt und die Gedankenschaukel des Einerseits—Andererseits, Zwar—Aber, Obgleich—Dennoch, Mehr—Weniger sich aneignet, verfällt er ganz folgerichtig in die historisch-bedingte Denkweise der untergehenden Bourgeoisie, eine Denkweise, die das getreue geistige Abbild ihres gesellschaftlichen Daseins und ihres politischen Thuns ist. Caprivi—Hohenlohe, Berlepsch—Posadowsky, Februarerlasse—Zuchthausvorlage, das politische Einerseits—Andererseits, Wenn und Aber der heutigen Bourgeoisie sieht genau so aus, wie die Denkweise Bernsteins, und die Bernsteinsche Denkweise ist das feinste und sicherste Symptom seiner Weltanschauung“. Dies könnte zuerst zum Glauben verleiten, Genossin Luxemburg wolle dem Meister der „spezifisch proletarischen Denkweise“ nachahmend, sowie jener die logischen Kategorieen in der geistigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu objektivieren versuchte, ihrerseits je eine Form der einschränkenden Urtheile mit je einer Epoche der neueren preussischen Geschichte in Verbindung bringen. Aber dem ist nicht so.

<sup>1)</sup> Rosa Luxemburg: Sozialreform oder Revolution? Mit einem Anhang: Miliz und Militarismus. Leipzig 1899; Verlag der Leipziger Volkszeitung.

<sup>2)</sup> Vergl.: Bernstein und die Sozialdemokratie. Deutsche Worte, 1899, No. 6

Sie wendet sich vielmehr gegen die realistische, absolute Lösungen verschmähende Methode Bernsteins. Sie sieht Alles in den grellsten Farben, die historischen und gesellschaftlichen Erscheinungen betrachtet sie als scharf abgegrenzte, nur durch plötzliche durchgreifende Katastrophen veränderliche. Gerade diese naive Auffassung ist aber höchst undialektisch. Auch der Wissenschaft besserer Theil ist die Vorsicht.

Ein lehrreiches Beispiel für die neue Scholastik, die grosse Gefahr des Dogmatismus, unseren Abstraktionen ein ausserhalb unseres Bewusstseins liegendes Dasein zuzuschreiben, liefert die Vertheidigung der Werththeorie durch die Genossin Luxemburg. Es ist gewiss sehr anregend, wenn wir bemerken, dass in der Werthform der Produkte bereits im Keime die ganze kapitalistische Produktionsform, der Gegensatz von Kapital und Lohnarbeit, die industrielle Reservearmee, die Krisen etc. verborgen seien<sup>3)</sup>, eine solche Betrachtung kommt auch unserem philosophischen Bedürfniss nach Einheitlichkeit und Einfachheit entgegen. Aber wenn all dies „darinsteckt“, wie Engels meint, so doch nur deshalb, weil wir es eben hineingelegt haben. Für Genossin Luxemburg greift man aber im Werthgesetz schon gleich die marxistische Auffassung vom Gang der ökonomischen Entwicklung mit an!<sup>4)</sup>

Das Werthgesetz muss also richtig sein, weil sonst die Krisen, die Ausbeutung, kurz alle diese sichtbaren und greifbaren Thatsachen, „nicht richtig“ wären! Natürlich kann man überhaupt eine beliebige Werththeorie nicht für falsch erklären, so lange sie ihren Prämissen nicht untreu wird. Diese können freilich verschiedenwerthig sein, aber darum handelt es sich hier nicht, jedenfalls sind es Abstraktionen, und ein „mehr“ oder „weniger“ Abstraktion giebt es nicht. Die Frage lautet nicht: Welche Werththeorie ist richtig? Die Marxsche oder die Jevonssche? sondern: Welche ist fruchtbarer für die einheitliche Erfassung grosser Thatsachenkomplexe? Und da werden wir entschieden Marx vorziehen.

Genossin Luxemburg urtheilt freilich anders. Sie meint: „Bernstein hat ganz vergessen, dass die Marxische Abstraktion nicht eine Erfindung, sondern eine Entdeckung ist, dass sie nicht in Marxens Kopfe, sondern in der Waarenwirtschaft existirt, nicht ein eingebildetes, sondern ein reales gesellschaftliches Dasein führt, ein so reales Dasein, dass sie geschnitten und gehämmert, gewogen und geprägt wird. Die von Marx entdeckte abstrakt-menschliche Arbeit ist nämlich in ihrer entfalteten Form nichts Anderes, als — das Geld.“ So sprach Genossin Luxemburg. Was ist aber das Reale im Waarenmarkte, was wird in Geld ausgedrückt? Doch der Preis. Den Fehler also, den man sich schon schämt, den vulgärsten der „Vulgärökonomem“ vorzuwerfen — die Verwechslung von Werth und Preis — begeht Genossin Luxemburg in rührender Unschuld.

Kehren wir aber zurück zur Frage: Reform oder Revolution? und hören wir, wie Genossin Luxemburg die Stellung der Frage rechtfertigt.

Wenn wir der Genossin Glauben schenken, so hat Bernstein die Umwälzung unserer Gesellschaftsordnung geopfert, er will nun die Partei überreden, die Erringung der politischen Macht aufzugeben und sich mit ein paar Sozialreformen zu begnügen. Dem gegenüber musste Genossin Luxemburg das wahre Verhältniss von Reform und Revolution von Neuem betonen. Nach ihr ist die Revolution

<sup>3)</sup> Vide Engels: Anti-Dühring; pag. 336.

<sup>4)</sup> Sozialreform oder Revolution? pag. 56, unten.

der Zweck, der Kampf um die Sozialreform das Mittel. Diese „simple Gewerkevereinerei und Sozialreformerei“<sup>5)</sup> hat wie der ganze praktische Tageskampf der Sozialdemokratie in letzter Linie überhaupt keine Beziehung auf den Sozialismus,<sup>6)</sup> für Genossin Luxemburg sollen sie bloß die kapitalistischen Widersprüche „weiter entwickeln und verschärfen“ und gleichzeitig „Erziehungsmittel der Arbeiterklasse zur proletarischen Revolution sein.“ Mit einem Ueberschwang von Temperament wird die gewaltsame Revolution gepriesen. Tief bedauert sie „den Tiefstand des revolutionären Niveaus“, die „Abstumpfung des revolutionären Instinktes“,<sup>7)</sup> das Vorwort zu den Klassenkämpfen in Frankreich, in dem Engels den gesetzlichen Kampf den Barrikaden entgegenstellt, ist nur eine vorläufige Verhaltungsparole, die keineswegs auf die revolutionäre Diktatur des Proletariats sich beziehe,<sup>8)</sup> mit Hohn weist sie die Idee zurück, „den Hühnerstall des bürgerlichen Parlamentarismus für das berufene Organ zu halten“, in dem die sozialistische Umwälzung stattfinden könnte, das Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist „einzig der Hammerschlag der Revolution“.<sup>9)</sup> Genosse Adler meint in der Wiener Arbeiter-Zeitung, „es wäre absolut überflüssig, dass Bernstein der Sozialdemokratie ein Kollegium über die Aussichtslosigkeit und Verwerflichkeit der Gewalttaktik lese, er wäre verpflichtet, zu wissen, dass auch ihre Worte frei sind von phrasenhaftem Appell an die Gewalt.“ Dass die Handlungen der Partei absolut frei sind von derartigen Thorheiten, betont Bernstein selbst ja wiederholt, was aber die oben erwähnte Phraseologie anlangt, so scheint sich Genosse Adler in einem Irrthum zu befinden.<sup>10)</sup> Es giebt sicher Mehrere in der Partei, die so sprechen, wie Genossin Luxemburg.

Was will denn Bernstein thatsächlich?

Es ist absurd, ihm zuzumuthen, sein „staatsanwaltlicher Geist“ lasse ihn jede aussergesetzliche Gewalt verabscheuen. Hat nicht Bernstein ausdrücklich betont, dass das Recht auf Revolution ein unveräusserliches Menschenrecht sei, wir möchten hinzusetzen: ebenso unveräusserlich, als es die politische Naivität gewisser Parteigenossen zu sein scheint, bei denen der Revolutionarismus eine Sache des „Instinktes“ und der Nerven ist?

Zum Revolutionmachen gehört nur eine Legitimation: die Macht, und nur eine praktische Voraussetzung: ein vernünftiger Zweck. Nie kann es aber ein vernünftiger Zweck sein, eine grosse ökonomische Umwälzung auf einen Schlag durch eine politische Katastrophe zu erreichen, und daher verweigert schon die ökonomische Entwicklung selbst dem temperamentvollsten<sup>11)</sup> Revolutionär die Legitimation der Macht, ohne die er nichts ist als ein Schwärmer, ein politisches

<sup>5)</sup> a. a. O. pag. 30.

<sup>6)</sup> a. a. O. pag. 29.

<sup>7)</sup> a. a. O. pag. 73.

<sup>8)</sup> a. a. O. pag. 53.

<sup>9)</sup> a. a. O. pag. 27.

<sup>10)</sup> Die Definition übrigens, die Adler am Schluss seines Artikels von der revolutionären Bedeutung des täglichen politischen Kampfes, der gewerkschaftlichen Organisation, der Bethätigung der Sozialdemokratie „überall, wo unsere Einrichtungen nur dem kleinsten Stück Demokratie Raum geben“, ist absolut identisch mit Bernsteins eigenen Auffassungen und muss Adler in den Augen der Genossin Luxemburg zu einem waschechten „Kleinbürger“ stempeln.

<sup>11)</sup> In Bezug auf „Temperament“ besitzt Genossin Luxemburg die Sympathieen Landauers, für den Bernsteins „völlige Temperamentlosigkeit ein Greuel und Widerwillen ist“. (Vergl. Vorwärts vom 26. April 1899.)

Kind, ein Opfer der überspannten Ideologie. Ein Beispiel der Begriffsverwirrung ist die Aeusserung Kautskys auf dem Parteitag: „Wir sehen allüberall in Europa grosse Katastrophen sich vorbereiten. Steht nicht Oesterreich vor einer Katastrophe? Steht nicht Italien vor einer blutigen Katastrophe, nicht Spanien? Schickt sich Frankreich nicht an zu einem schweren Kampf — etc.“ — Aber sind denn all' diese Katastrophen auch ökonomische Katastrophen? Hat die Balgerei der deutschen und czechischen Bourgeoisie, die italienische Korruption und Finanzwirthschaft, der spanisch-amerikanische Krieg, die Dreyfus-Affaire und die Zuchthausrede auch nur das Geringste zu thun mit dem Zusammenbruch des Kapitalismus und dem Triumph des Sozialismus? Sind das die Zukunftskrisen, die uns in Aussicht gestellt wurden? Ist auch nur ein Funke Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass im Falle einer wirklichen Katastrophe in den genannten Ländern das Proletariat, selbst wenn es die politische Macht „erobert“ hat, mehr für sich durchsetzen könnte, als die volle Demokratie und ein Stück „Sozialreformerei“? Folgende Zeilen, die 1880 geschrieben wurden, können noch heute unverminderte Geltung beanspruchen: „Die Arbeiterpartei würde kläglich scheitern, wenn ihr heute die Revolution aufgenöthigt würde . . . Wann sie kommt, das wissen wir nicht, wohl aber wissen wir das, dass sie, wenn sie heute käme, die Arbeiterpartei rathlos vorfinden würde. Wenn diese siegte, so könnte sie wohl politische Vortheile erringen, von sozialen Vortheilen kaum mehr, als das schweizerische Fabrikgesetz heute schon bietet. Jeder Versuch, den kommunistischen Idealstaat aufzurichten, wäre eine Thorheit, deren Fiasko die Entwickelung der Menschheit empfindlicher schädigen und aufhalten würde, als die Niederschlagung eines Arbeiteraufstandes selbst.“ Der Schreiber dieser Zeilen ist Kautsky, der Ort der Veröffentlichung Richters Jahrbuch.<sup>12)</sup>

Also auch Kautsky war der Ansicht, dass das Proletariat nicht jederzeit die politische Herrschaft zur Verwirklichung seines ökonomischen Endzieles gebrauchen könne. Dass damals, 1880, die Sozialdemokratie viel schwächer war, als heute, ist ganz unwesentlich, denn Kautsky supponirt doch ausdrücklich, dass das Proletariat die Macht bereits inne habe; selbst dann könnte es jenes „Endziel“ nicht verwirklichen. Genossin Luxemburg ist ganz anderer Ansicht. Sie sagt: „Es kann keinen Moment geben, in dem das Proletariat, durch den Gang der Dinge ans Ruder gebracht, nicht in der Lage . . . wäre, irgend welche Maassregeln zur Verwirklichung seines Programms, irgend welche Uebergangsmaassregeln im Sinne des Sozialismus (wozu, wohlgemerkt, die „Sozialreformerei“ durchaus nicht gehört! Der Verf.) zu treffen.“<sup>13)</sup> Diese Behauptung sei gleichbedeutend mit der Anerkennung der Unrealisierbarkeit des Programms überhaupt und für immer. — Im selben Sinne äusserte auch Parvus seinen lapidaren Satz: „Gebt uns für ein halbes Jahr die Regierungsgewalt, und die kapitalistische Gesellschaft gehört der Geschichte an!“

Diese unrealistische und hyperideologische Auffassung, als sei es möglich, den reich gegliederten, auf so weit in die Vergangenheit zurückreichenden Grundlagen ruhenden Organismus der heutigen Gesellschaft auf einen Schlag und nach uniformem Rezept umzuwälzen, ist als eine die Stärke und die Erfolge der Bewegung gefährdende Utopie energisch zu bekämpfen.

<sup>12)</sup> Erster Jahrgang. Zweite Hälfte.

<sup>13)</sup> a. a. O. pag. 54—55.

## II.

Wenn man die Genossin Luxemburg widerlegen will, muss man die Sache schon etwas gründlicher anpacken. Da ein beliebter Vorwurf gegen Bernstein die angebliche Unklarheit und Zweideutigkeit seiner Absichten ist, so will ich versuchen, alle Streitfragen unter 4 Punkte zu bringen und die Frage: Reform oder Revolution? als letzten Punkt zu behandeln. Diese Fragen mit ihren Antworten möchte ich formuliren, wie folgt:

1. *Was verstehen wir unter Sozialismus?*

Nach Genossin Luxemburg „läuft der Bernsteinsche Sozialismus auf den Plan hinaus, die Arbeiter am gesellschaftlichen Reichthum theilnehmen zu lassen, die Armen in Reiche zu verwandeln“ (!<sup>14</sup>) Eine „offizielle“ Definition des Sozialismus giebt es freilich nicht. Zunächst ist die „Vergesellschaftung“, die man zunächst herbeiziehen möchte, kein Ziel, sondern ein Mittel zur Erreichung jenes Verhältnisses zwischen der Einzel- und der Kollektivwirthschaft, das wir als Sozialismus kennzeichnen. Wenn wir zu noch grösserer Allgemeinheit fortschreiten wollen, so ist selbst der Sozialismus nur ein Mittel, ein Mittel zur Verwirklichung der vollkommensten wirthschaftlichen Organisation, zur Herstellung des mit den gegebenen technischen Mitteln höchstmöglichen materiellen Wohlstands. Jenes Verhältniss lässt sich aber, meines Erachtens, am besten so kennzeichnen: Der Sozialismus besteht in den beiden Prinzipien, Jedermann nach seinen Kräften und Fähigkeiten in den Dienst der Gesamtheit zu stellen, und andererseits, die Gesamtheit in ihren öffentlichen Diensten zum Diener jedes Einzelnen zu machen, und zu diesem Zweck durch die Gesellschaft Jedermann gerade jene Summe wirthschaftlicher Rechte zuzuthelen, wie es den genannten Prinzipien am vollkommensten entspricht. Die „Mittel“ zur Durchführung können verschiedene sein. Wir können uns eine aristokratische Form des Sozialismus wenigstens vorstellen, in der die Produktionswerkzeuge einem Einzelnen oder einer Minderheit, etwa „Gott“, d. i. der zu seinem Dienst und seiner Vertretung auf Erden bestellten Kaste gehören. Eine demokratische Form des Sozialismus muss aber offenbar bestrebt sein, die Produktionsmittel in eine so enge Beziehung zu den unmittelbaren Produzenten zu bringen, als es den obigen Zielen entspricht. Erst in diesem Zusammenhang können wir die „Vergesellschaftung“ als „Ziel“ auffassen.

2. *Welches sind die Ursachen und Garantien des Sozialismus?*

Nach Genossin Luxemburg hat Bernstein dem Sozialismus seine materielle Begründung genommen und ihm eine „idealistische“ gegeben. Es sei mir gestattet, hier diesen Punkt zu übergehen und auf meinen bereits zitierten Vortrag zu verweisen, in dem ich die Frage eingehend behandelt habe. Die präzise Antwort auf obige Frage muss lauten: Nicht etwa ausserhalb des Willens der politisch organisirten Klassen liegende Verschiebungen in der ökonomischen Struktur, die schliesslich in den Sozialismus endigen, sondern die durch die ökonomische und kulturelle Entwicklung erzeugten Bedürfnisse des Proletariats, die sich in Widerspruch zur Wirklichkeit befinden und diesen Widerspruch in Rechtsideen verkörpern; also die Unzufriedenheit als Anstoss, die politische und ökonomische Aktion als Triebkraft, die sich dabei auf die vorhandenen wirthschaftlichen Tendenzen stützt.

<sup>14</sup>) a. a. O. pag. 41.

### 3. *Welches sind Endziel und Grenzen des Sozialismus?*

Die Frage des Endziels habe ich schon oben berührt; mir erscheint die Annahme eines „Endziels“, in dem die ganze ökonomische und soziale Entwicklung wirklich „endigen“ würde, einfach absurd, indem jede Verschiebung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse neue Probleme entstehen lässt.

Dass ich nach den Grenzen des Sozialismus frage, wird wohl in Genossin Luxemburgs Augen mein Schicksal besiegeln und mich zum unrettbaren „Kleinbürger“ stempeln. Genossin Luxemburg übersieht aber, dass das Problem der Wirtschaftsorganisation nicht allein in dem Problem der Vertheilung des Produktionsertrages besteht, sondern dass noch vor Allem die zwei wichtigen Faktoren der Disziplin im Innern und der Verantwortlichkeit für den Produktionserfolg zu beachten sind. Ersteres Moment ist der hauptsächlichste Grund des Scheiterns der christlich-sozialen Idee der sich selbst regierenden kooperativen Werkstätte; für eine zentralisirte staatssozialistische Organisation kommt sie viel weniger in Betracht. Frau Webb hat dies zuerst in ihrer bewunderungswürdigen Studie gezeigt, Genossin Luxemburg natürlich nennt diese Auffassung „oberflächlich und seicht“. Von ausserordentlicher, viel zu wenig gewürdigter Bedeutung für den Sozialismus ist dagegen die zweite Frage, die der Verantwortlichkeit für den Produktionserfolg. In der heutigen kapitalistischen Wirthschaft ist es die volle und direkt persönliche Verantwortlichkeit des Produktionsleiters, die den psychologischen Untergrund der Produktion bildet. In einer sozialistischen Organisation tritt die Kollektivverantwortlichkeit an ihre Stelle, und die des Einzelnen wird nur indirekt durch den Produktionserfolg berührt. Es ist nun zweierlei zu bemerken: Einerseits erfordern die verschiedenen Gewerksarten gemäss ihrer technischen und wirthschaftlichen Natur einen sehr verschieden starken Antrieb, andererseits erzeugt die kapitalistische Wirthschaft selbst Wirthschaftsformen, durch die die volle und direkte Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen im hohen Grade abgeschwächt, ja fast beseitigt wird, die Monopole, Aktiengesellschaften, gewisse Kartelle. Diese Thatsache dient uns auch dazu, den Einwand des Liberalismus abzuweisen, der die Ersetzung der individuellen durch die kollektive Verantwortlichkeit für unmöglich erklärt. Ja, die Liberalen selbst sind gezwungen zuzugeben, dass im Falle des Monopols (oder wenigstens des „natürlichen“ Monopols) der Betrieb durch die Gemeinschaft am Platze und geboten sei.<sup>15)</sup> Andererseits müssen wir bezüglich der Aktiengesellschaften unterscheiden. Ich habe eine grosse Anzahl von Aktiengesellschaften daraufhin untersucht und gefunden, dass oft eine Person hervorragend sowohl am Besitz, als an der technischen und kommerziellen Leitung theilhaftig war, so dass seine Verantwortlichkeit allein die der Anderen überwog. Oder die Gesellschaft war überhaupt auf einen engeren Kreis beschränkt (Familiengesellschaft). Jedenfalls aber ist die private Aktiengesellschaft in dieser Hinsicht noch immer besser daran, als der heutige Staatsbetrieb, an dessen Erfolg der leitende Beamte viel weniger direktes Interesse und geringere Verantwortlichkeit hat, als dort der Direktor.

Fr. Engels sagt nun in Bezug auf diesen Punkt: „Nur in dem Falle, dass die Produktions- oder Verkehrsmittel der Leitung durch Aktiengesellschaften wirklich entwachsen sind, dass also die Verstaatlichung ökonomischer Betriebe eine Nothwendigkeit ist.“

<sup>15)</sup> Vgl. z. B.: *Essays in Liberalism*, by six Oxford men. London, 1897: pag. 80 ff.

misch unabweisbar geworden, nur in diesem Falle bedeutet sie, auch wenn der heutige Staat sie vollzieht, einen ökonomischen Fortschritt.“

Es ist aber eine bekannte Thatsache, die sich statistisch sicherstellen lässt, dass viele Produktionszweige der Leitung durch Aktiengesellschaften so wenig erwachsen sind, dass sie vielmehr garnicht geeignet sind, in dieser Form betrieben zu werden und etwaige Versuche durch gänzliches Versagen der Dividende lohnen.

So ist es eine bekannte Thatsache, dass in der Baumwollindustrie die Spinnerei sich sehr gut in Aktiengesellschaften betreiben lässt, während in der Weberei, wo der Bedarf und die Nachfrage des Weltmarktes eine sehr schwankende ist, diese Form der Unternehmung wenig profitabel und daher auch selten ist. Ausgenommen sind wieder jene Webereien, die grosse Mengen einfacher und konstanter Muster erzeugen, so z. B. die für die indische Nachfrage arbeitenden, deren Richtung seit uralten Zeiten feststeht. Ebenso ist es eine bemerkenswerthe Thatsache, dass auf dem Gebiete der Landwirtschaft die Aktiengesellschaft gar nicht vertreten ist. Ausgeschlossen sind jene Betriebe, in denen die Landwirtschaft nur ein Nebenzweig, die Industrie (Zucker, Spiritus etc.) Hauptsache ist. Trotz eifriger Nachforschung sind mir nur einige wenige Beispiele bekannt geworden, und diese hatten schlechte Resultate.<sup>16)</sup> Ein bedeutender englischer Landwirth, der Direktor einer grossen Aktienmolkerei ist, bestritt mir gegenüber entschieden die Möglichkeit, nicht nur eine Funktion, sondern die ganze Landwirtschaft in Form der Aktiengesellschaft zu betreiben. Seine Gesellschaft war übrigens eine Familienaktiengesellschaft. Auch andere Formen des gesellschaftlichen Betriebes lassen sich schwerlich auf die Landwirtschaft anwenden. So stellen die zahlreichen englischen Genossenschaftsreformen den entschiedensten Misserfolg dar, den man sich denken kann.<sup>17)</sup> Als absolut unpraktisch hat sich auch der Betrieb der Staatsdomänen durch den Staat selbst herausgestellt, und diese Methode ist heute bereits gänzlich aufgegeben.<sup>18)</sup> Ja, selbst die Administration der Privatgüter ist eine höchst unrentable Sache, und dies ist auch der Grund für die fortschreitende Verpachtung der Gratzgüter in Oesterreich. Es ist mir ein Fall bekannt, dass der Verwalter des dem Grafen H. gehörigen Gutes W. dem Besitzer vor 2 Jahren auf 300 Joch — 6 fl., — also per Joch 2 Kreuzer! — verrechnete. Heute ist er Pächter des Gutes und steht sich gut dabei. Der Mann ist keineswegs ein Betrüger, es zeigt sich hier nur wieder die Richtigkeit des Schlusses jenes Referenten auf dem letzten englischen Genossenschaftstag, dass in der Landwirtschaft für ein individuelles Moment gesorgt sein müsse.

Was können wir daraus schliessen? Sollen wir etwa den Gedanken der Vergesellschaftung, als mit der Forderung der höchstmöglichen Produktivität im Widerspruch zurückweisen? Durchaus nicht. Wir sehen, dass der psycholo-

<sup>16)</sup> Vgl. Leroy-Beaulieu: *Le collectivisme*, 3. éd. 1893, pag. 200. Andere Beispiele von landwirtschaftlichen Aktiengesellschaften bei Seiffert: *Genossenschaftliche Gutsbewirtschaftung*. 1873, pag. 84; Roscher: *Nationalökonomik des Ackerbaus*, 10. Aufl., pag. 234.

<sup>17)</sup> Vgl. bes. J. Long in the *Co-operative Wholesale Societies Annual for 1899*. (Manchester) pag. 409—441; ferner mit wichtigen Angaben: Henry D. Lloyd: *Labor Copartnerships*. New-York 1898, pag. 9—51.

<sup>18)</sup> Vergl. meine Schrift: *Die agrarischen Fragen im Verhältniss zum Sozialismus*. Wien 1899; pag. 93 ff. — Inzwischen habe ich zahlreiche weitere Belege gefunden.

gische Zustand des heutigen Wirthschaftsmenschen nicht hinreicht, um gewisse Gewerbszweige in der Form einer reinen Kollektivwirthschaft erfolgreich zu verwalten. Es gilt also, wenn wir jenes Ziel nicht aufgeben wollen, entweder die Organisationsform derart zu ändern, dass beiden Umständen Rechnung getragen wird oder — die gesellschaftliche Psychologie zu ändern. In den verschiedenen Fällen wird sich wohl beides als nothwendig erweisen, wir werden sehen, wie und wann.

Eines jedenfalls müssen wir als absolut feststehend betrachten: dass eine zentralisirte Staatsproduktion in allen Gewerbszweigen unter der Leitung von Beamten im heutigen Sinn einen Kulturrückschritt bedeuten würde. Und zwar aus rein ökonomischen Gründen. — Wir haben heute ein überwältigendes Beweismaterial für diese Behauptung zur Hand, so dass auch Genossin Luxemburg sie kaum bestreiten wird.

Gewiss wird ein grosser Theil der kaufmännischen organisatorischen Arbeit durch den Wegfall der Konkurrenz und daraus folgend der Spekulation u. s. w. im Sozialstaat beseitigt, ebenso gewiss ist es aber auch, dass der heutige öffentliche Beamte nicht befähigt ist, komplizirtere Exportindustriellen zu verwalten, die fortwährend schwankende Nachfrage des Weltmarktes mit jener Aufmerksamkeit, mit jener Energie auszunutzen, wie der Privatunternehmer. Deutschland kann aber ebensowenig auf seinen Export verzichten, als es zu hoffen ist, dass alle Nationen gleichzeitig in den Sozialismus eintreten und so jene Schwierigkeit umgangen werden würde. Ebenso schwierig ist die richtige Abschätzung des Inlandverbrauches an nicht gerade hauptsächlich Konsumartikeln. Unser Kulturfortschritt besteht aber in der stetigen Steigerung und Differenzirung der Bedürfnisse. Selbst die Reklame ist nicht nur als ein nothwendiges Uebel der Konkurrenz, sondern auch als Sturmbock gegen die gewohnheitsfaule, hergebrachte Art der Bedürfnissbefriedigung, als Pionier der Bedürfnissdifferenzirung zu betrachten. Kautsky ist der Ansicht, dass in der zukünftigen Gesellschaft das Bedürfniss nach Luxuswaaren so wachsen wird, dass selbst eine Zunahme des Kleinbetriebes und des Kunsthandwerkes nicht unwahrscheinlich sei.<sup>19)</sup> Ich bin nicht seiner Meinung bezüglich der erwarteten Folge, denn es scheint mir im Gegensatz zu weitverbreiteten Ansichten gerade das Kunsthandwerk nur in Grossbetrieben ordentlich betrieben werden zu können.<sup>20)</sup> Wohl aber scheint es mir möglich, dass für gewisse Industrien, die nicht gerade Luxusindustriellen zu sein brauchen, die reine kollektivistische Organisation nicht ausreicht und andere Formen gefunden werden müssen. So meint Beatrice Webb, dass für den Exporthandel die Unternehmung mit Gewinnbetheiligung und für Luxusbedürfnisse die sich selbst regierende Genossenschaftswerkstätte (die sie sonst lebhaft bekämpft) geeigneter seien, als die demokratische Genossenschaft. Zwar nicht als Erste, aber eindringlicher als alle Vorgänger hat dieselbe Frau dargelegt, welche hohe erzehrerische Bedeutung den Genossenschaften zukomme. „Als moralischen Reformatoren ist es daher, dass den Genossenschaften vor allem ihr Rang in der Vorhut des menschlichen Fortschritts gebührt.“ Nicht mit Unrecht nennt sie die Genossenschaftsbewegung eine „neue Religion“. „In der geheimen Macht des Genossenschaftsglaubens entdecken wir somit das

<sup>19)</sup> Vergl. Kautsky: Die Agrarfrage. Stuttgart 1899.

<sup>20)</sup> Vergl. das Referat Büchers auf dem letzten Kongress des Vereins für Sozialpolitik.

Gehheimniss des administrativen Erfolgs der britischen Genossenschaftsbewegung, welche den gewöhnlichen Mann der Welt in Erstaunen setzt. Beamte, welche weniger verdienen, als ihre Fähigkeiten gemäss Angebot und Nachfrage auf dem Markte erlangen könnten, Vorsitzende und Mitglieder von Verwaltungsräthen, welche Diäten nur dem Namen nach erhalten, wachen trotzdem mit Eifer und Rechtschaffenheit über die ihrer Obhut anvertrauten Interessen.“

Noch schwerer ist es vielleicht, die grosse Masse der Mitglieder zum genossenschaftlichen Geist zu erziehen, zum selbständigen Verfolgen der wirtschaftlichen Lage, zur stetigen Kontrolle der Verwaltungsfunktionen, zur eifrigen Mitarbeit jedes Einzelnen für das Gedeihen „der Sache“, zur Unterordnung des Einzelwillens einerseits, zur Respektirung der Bedürfnisse und Ansprüche der Minorität andererseits, zur Verträglichkeit, zur Empfindlichkeit für die Achtung und Schätzung seitens der Genossen und zum lebendigen Gefühl jedes Soldaten in der Genossenschaftsarmee für seine soziale Verantwortlichkeit. Das ist die Hauptaufgabe der Genossenschaften, die Mitglieder zur wirtschaftlichen Demokratie zu erziehen und für den Sozialismus vorzubereiten.<sup>21)</sup> Nur jene soziale Verantwortlichkeit kann, kräftig ausgebildet, den Antrieb des Individuellen Selbstinteresses ersetzen, ohne sie stehe ich nicht an, den Sozialismus für undurchführbar zu erklären. Den heutigen Arbeiter heute oder morgen, wie Genossin Luxemburg meint, in den fertigen Sozialstaat hineinzusetzen, ist ebenso utopisch, als es der Gedanke gewesen wäre, den Leibeigenen des XI. Jahrhunderts an eine moderne Maschine oder den Zunftmeister des XIII. Jahrhunderts an die Spitze einer grossen Baumwollfabrik zu stellen. Thatsächlich hat es Jahrhunderte gedauert, bis die feudale Psychologie in die bürgerliche sich verwandelt, bis die psychologischen Grundlagen der heutigen Gesellschaft — das individuelle Selbstinteresse und die Selbstverantwortung — sich ausgebildet hatten.

Genossin Luxemburg berücksichtigt das nicht. Nach ihrer Auffassung könnte es scheinen, der Feudalismus sei in der Nacht vom 4. August 1789 abgeschafft worden. Sie berücksichtigt anscheinend nicht, dass die französische Revolution selbst in ökonomischer Hinsicht weit zurücktritt gegen die grosse Revolution der vorhergehenden Jahrhunderte, dass sie nur mehr die formelle Bekräftigung dieser grossen ökonomischen und sozialen Umwälzung war. Ich habe diesen Vorgang in einer besonderen Arbeit dargestellt und gehe hier nicht näher darauf ein. Jedenfalls müssen wir uns solcher unhistorischer und unrealistischer Utopieen energisch erwehren, wie sie uns jetzt aus Sachsen her zugemuthet werden.

In allen jenen Ländern, in denen die geistige und moralische Umwandlung nicht vollzogen ist, kann an eine ausgedehnte Anwendung des Kollektivismus nicht gedacht werden. Es sei mir gestattet, noch einige Bemerkungen über mein eigenes Land zu machen. Keines scheint mir vom Sozialismus noch weiter entfernt zu sein, als Oesterreich. Nicht äusserer Hindernisse wegen. Aber unser ganzer Volksgeist ist seit Jahrhunderten bürokratisch korrumpirt und unfähig zur wirtschaftlichen Demokratie. Das ist kein Ding, das man im Handumdrehen ändert. Selbst in England ist noch die Mehrheit

<sup>21)</sup> Vgl. auch die hübsche Broschüre von G. J. Holyoak: *Essentials of co-operative Education*. 1898.

der Genossenschaftler erst äusserlich mit ihr verbunden durch den einzigen Antrieb nach billigerem Einkauf, ohne schon jene geschilderte Stufe des genossenschaftlichen Geistes erreicht zu haben. Jene bewunderungswürdigen Beispiele aufopfernder Beamten — vor allem des leuchtenden Charakters E. Vansittart Neales — haben wohl auch einen direkten Zusammenhang mit religiös-ethischen Triebkräften; die christlichen Sozialisten sind ja die Geburtshelfer des englischen Genossenschaftswesens, die religiösen kommunistischen Gemeinden sind die einzigen unter den zahlreichen Versuchen, die Landwirthschaft gesellschaftlich zu betreiben, die zum Theil glückten. Wir sehen, dass ganz aussergewöhnliche, in den Tiefen des Gemüths wurzelnde Motive es waren, die bisher die einzigen Exempel für die Durchführbarkeit des Kollektivismus geliefert haben. Nichts ist derartigen Regungen, sei es eines ethischen, religiösen oder sozialen Pflichtbewusstseins fester verschlossen, nichts dem Kollektivismus feindlicher als die heutige Beamtenseele.<sup>22)</sup> Und diese gefährliche Krankheit des Bureaokratismus, der Mangel an Selbstvertrauen und Energie, das an Paragraphen sich beruhigende Pflichtbewusstsein, der berühmte österreichische „Schimmel“, das Streben und Strebern nach Amt, Ruhe und Bequemlichkeit, sie haben die breitesten Schichten der begabten und lebenswürdigen österreichischen Völker angesteckt, ganz besonders aber der Deutsch-Oesterreicher. Und deshalb sind wir noch so weit vom Sozialismus entfernt.<sup>23)</sup>

Formuliren wir also die Grenzen des Sozialismus! Diese sind gegeben auf der einen Seite durch das Minimum und Anfangsstadium: Ersetzung eines sonstigen Privatmonopols durch das öffentliche; auf der anderen Seite durch die psychologische Zulässigkeit einer auf reiner Kollektivverantwortung basirten Wirthschaft.

#### 4. *Welches sind die Mittel des Sozialismus?*

Hier kommen wir erst zur Frage: Revolution oder Reform? Obgleich wir erst hier legitimirt sind, die Frage zu stellen, hat sie doch schon im Früheren ihre Beantwortung erfahren. Eine Revolution wird überhaupt nicht von langer Hand „gemacht“, sie kömmt und ist da. Lächerlich ist es, sie vorhersagen zu wollen. Wenige Jahrzehnte vor der französischen Revolution schrieb Rousseau: eine Revolution, die allein Besserung der Verhältnisse in Frankreich bringen könne, sei in der Zukunft unmöglich.<sup>24)</sup> Andererseits meinte Engels in seiner Lage der arbeitenden Klassen, England stehe unmittelbar vor einer Revolution. Beide Meinungen haben sich als gleich wahr erwiesen. Wenn eine Revolution aber kommen sollte, dann können wir wohl eine politische, nie aber eine grosse soziale Umwälzung davon erwarten. Die Frage ist also schon albern, noch mehr jede Prophezeiung diesbezüglich, am meisten aber jeder politische und ökonomische Plan, der auf solchem Grund gebaut wird.

Was die Frage des Kompromisses angeht, ist es gerade an dieser Stelle nicht nothwendig, darauf einzugehen. Wir wollen lieber ein praktisches Beispiel

<sup>22)</sup> Vergl. die guten Ausführungen Brentanos in Webbs Genossenschaftsbewegung. 1893. Vorrede

<sup>23)</sup> Eine ganz vorzügliche Charakteristik dieser Verhältnisse, auf die ich mit vollster Zustimmung hinweise, findet sich bei O. W. Payer: Nationale Demokratie und internationale Sozialdemokratie. Deutsche Worte, 1899. Nr. 5, pag. 202.

<sup>24)</sup> Vgl. Molinari: L'abbé de St. Pierre. 1857; pag. 101.

geben. Ich glaube, Genossin Luxemburg selbst ist das Malheur passiert, irgendwo das „revolutionäre“ Vorgehen der Belgier zur Rechtfertigung ihres „revolutionären Instinktes“ gegen Bernstein zu gebrauchen. In Theorie wie Praxis sind nämlich die Belgier geradezu die „Bernstein-Partei“ par excellence — natürlich Eigenbau, Bernstein hat nie etwas dabei zu thun gehabt. Wir verweisen nur auf das ausgezeichnete Buch von Vandervelde und Destrée: *Le socialisme en Belgique*, wo den Bernsteinschen sehr ähnliche Gedanken oft bis ins Einzelne schon entwickelt sind. Der Revolution im alten Sinn wird jede Bedeutung für die Oekonomie abgesprochen, die plötzliche „Expropriation“ verwandelt sich in eine „fortschreitende Ausdehnung des kollektiven Eigenthums nach der Linie des geringsten Widerstandes“. <sup>25)</sup> Gleichzeitig dehnt sich das Gebiet der öffentlichen Dienste aus, wie die Budgets aller Kulturstaaten beweisen, und: „zu gleicher Zeit, wie die kollektive Domäne sich ausdehnt, nimmt das Privateigenthum einen immer bedingteren Charakter an. Mit dem Fortschreiten der Fabrikgesetzgebung werden die Kapitalisten immer mehr in die Lage von Leitern einer kollektivistischen Unternehmung versetzt: eine Industrie, in der der Arbeitstag gesetzlich bestimmt ist, die Arbeiter am Ertrage theilnehmen, die Anordnungen besprechen können, mit den Unternehmern gemeinsam die Arbeitsbedingungen festsetzen, mit ihnen in den Arbeiterausschüssen, Einigungs- und Schiedsämtern verhandeln, sieht einem gesellschaftlichen Betrieb mindestens so ähnlich, wie einer Privatunternehmung.“ <sup>26)</sup>

Wir verweisen nur auf die grossartige Genossenschaftsbewegung der Belgier, ihre vernünftige Agrarpolitik, ihre kluge Kompromisspolitik, um unsere Behauptung zu rechtfertigen. Alles, was die Vollmar, Heine, David, Elm und wie die anderen „Kleinbürger“ heissen mögen, je vorgeschlagen haben, findet sich in Belgien weit übertroffen. Ja, ihr revolutionäres Vorgehen gegen die Wahlreform ist nicht „trotzdem“, sondern „eben deshalb“. Eben weil die Belgier niemals ein Dogma angebetet haben, weil sie ihrer eigenen Kraft nicht misstrauten, nicht fürchteten, durch ein „Kompromiss“ zu „versumpfen“, eben deshalb haben sie gemeinsam mit dem Bürgerthum die Revolution angerufen, um nicht etwa den grossen „Kladderadatsch“, sondern eine ganz „simple Reformerei“, um ein demokratisches Wahlrecht zu erlangen. Uebrigens hätte ja der „revolutionäre Instinkt“ Leipzigs genug Gelegenheit gehabt, sich zu bethätigen. Warum haben denn die Sachsen nicht „belgisch“ geredet, als man ihnen das Wahlrecht verschlechterte? Allerdings haben sie auch kein belgisches Bürgerthum und vielleicht auch keinen Vandervelde.

Eines ist ganz sicher: Die Arbeiterschaft muss zuerst die Demokratie in Reich, Land und Gemeinde erobert und in ihr ihre Kräfte und Fähigkeiten ausgebildet haben, um daran denken zu können, die wirthschaftliche Selbstregierung zu führen. <sup>27)</sup> Und selbst zu jenem politischen Ziel braucht sie einen Bundesgenossen. Sie muss entweder mit der Bauernschaft oder mit gewissen Theilen des Bürgerthums Hand in Hand gehen, um nur die Demokratie zu erobern. Sehen wir uns nur Frankreich an. Dort kann vielleicht noch ohne, aber nie dauernd gegen die Arbeiterschaft regiert werden. Aehnlich in England. In

<sup>25)</sup> Pag. 369 des erwähnten Buches.

<sup>26)</sup> Pag. 280.

<sup>27)</sup> Es sei mir gestattet, zur Abwechslung auf eine Agitationsschrift des Parti ouvrier hinzuweisen, die in Form eines Dialogs genau dasselbe ausführt, nämlich auf Baggio: *Le catéchisme de l'ouvrier*. 1899; pag. 94, 125—126.

beiden Ländern ist zwar die Sozialdemokratie viel schwächer, der Sozialismus aber stärker als bei uns. Ob es uns gelingt, nach allen begangenen Fehlern noch auf dem Land festen Fuss zu fassen, steht dahin.

Noch ein Wort, um etwaige „Missverständnisse“, die ja auf dem Boden der Bernstein-Diskussion so üppig wuchern, zu vermeiden. Nichts liegt mir ferner, als vielleicht eine „prinzipielle“ Abneigung gegen das Wort Revolution. Das müsste ein schlechter Materialist sein, der etwa über die „Zweckmässigkeit“ oder „Berechtigung“ einer Revolution der Vergangenheit räsonniren wollte, der müsste ein schlechter Sozialist und Demokrat sein, dessen Herz nicht höher schlug bei dem Gedanken an die grossen Frühlingsstürme der jungen Freiheit, an das Blut, die Liebe und die Kraft der tausenden Märtyrer von den Albigenensern bis zu den Männern von Chicago, von Cromwell bis Robert Blum, der müsste schliesslich ein schlechter Politiker sein, der „prinzipiell“ und für immer auf die Auslösung des Gewaltfaktors verzichten wollte.

Ein solches „Prinzip“ wäre nicht minder doktrinär und gefährlich, als der „Instinkt“ der Genossin Luxemburg. Aber die politische Entwicklung macht trotz alledem selbst die blos politischen Katastrophen für die Zukunft immer unwahrscheinlicher und — unnöthiger. Die Genossen dürfen nicht vergessen, dass die Verschiedenheit der nationalen Verhältnisse, der Produktionsfaktoren und der geistigen Entwicklung nicht nur die Taktik souverän bestimmen, sondern auch das Ziel, das unser beschränkter Blick am Ende noch erblickt und deshalb irthümlich „Endziel“ heisst, erheblich beeinflussen. Die Verhältnisse Sachsens und Preussens stehen heute in der ganzen Welt vereinzelt da. Selbst in Oesterreich würde der Gedanke, die Sozialdemokratie besitze eine Ausnahmstellung, im Staate, ganz ungeheuerlich erscheinen. Wenn einmal ein galizischer Bezirkshauptmann das Gesetz uns gegenüber verletzt, so geht es wenigstens anderen Parteien nicht viel besser, und wir können auch auf eine Reihe ganz modern denkender und der Arbeiterbewegung keineswegs unfreundlich begegnender Vertreter der Staatsgewalt hinweisen. Ebenso verschieden wollen auch die Verhältnisse in Frankreich beurtheilt werden, und nichts wäre verfehlt, als unseren dortigen Genossen Rathschläge vom hohen Ross der Parteiwissenschaft zu ertheilen, ohne die speziellen Verhältnisse des französischen Volkes auf das Genaueste zu würdigen.

Soviel über politische Revolutionen. An eine Aenderung unserer wirthschaftlichen Grundlagen durch eine gewaltsame Umwälzung zu glauben, verbietet mir die Nationalökonomie, die Geschichte und mein gesunder Menschenverstand.

## Transportwesen und Agraroth in Frankreich.

Von  
Alfred Nossig.  
(Paris.)

Landwirthschaft und Transportwesen sind durch ein enges Band vereinigt; d'Estournelles bemerkt mit Recht: So wie ein guter und billiger Verkehr eine Prämie für die landwirthschaftliche Produktion bildet, so bedeutet eine schlechte Transportorganisation eine Prämie für die ausländische Konkurrenz.

Dieser Ausspruch trifft den Kern der Verkehrsmittelfrage in Frankreich. Eine Thatsache, welche der — übrigens die Eisenbahnen befürwortende —